

Der Riss durch das Ich

«Mein Leutnant» – Daniil Granins manipulierte und dennoch beeindruckende Kriegserinnerungen

ULRICH M. SCHMID

Der Zweite Weltkrieg dauert in der russischen Geschichtsschreibung nur vier Jahre und heisst auch anders: Der Name «Grosser Vaterländischer Krieg» blendet die Jahre des Ribbentrop-Molotow-Pakts einfach aus und beansprucht den Sieg über Hitlerdeutschland für sich. Auch die Menge der russischen Kriegsromane ist kaum mehr zu überblicken. Während der Sowjetzeit dominierte die Apotheose des heldenhaften Kampfes gegen die Nazis, später gingen die Autoren zu geschichtsphilosophischen Betrachtungen und psychologischen Introspektion über. Umso erstaunlicher ist es, dass der dienstälteste russische Schriftsteller, der heute 96-jährige Daniil Granin, einen radikal neuen Zugang zur Kriegsliteratur vorstellt. In seinem Roman «Mein Leutnant» skizziert er Fragmente unmittelbaren Kriegserlebens, überblendet sie mit Erinnerungen aus der Gegenwart und stellt dabei die Einheit des Ich radikal infrage.

Zwei Instanzen

«D.» und «mein Leutnant» heissen die beiden Instanzen, in die sich Granin in seinem Roman aufspaltet. Die beiden Personen teilen denselben Körper, dieselbe biografische Erfahrung und erfahren doch den Zweiten Weltkrieg ganz unterschiedlich. «D.» steht für Daniil, den schüchternen jungen Mann, der kotzen muss, nachdem er zum ersten Mal getötet hat. «Mein Leutnant» hingegen ist der schneidige junge Offizier, der unbedingt an den Sieg der Roten Armee glaubt und keine unnötigen Fragen stellt. Nicht nur der sensible D. und der staatsgläubige Leutnant sind einander vollkommen entfremdet. Auch D. selbst erkennt sich nach wochenlangem Ausharren in einer Stellung beim Rasieren kaum wieder: «Vollkommen trübe, fremde Augen blickten ihn feindselig an.»

Granin treibt die literarische Ich-Dissoziation auf die Spitze, indem er dem Leutnant und D. noch einen Ich-Erzähler zur Seite stellt, der sich Jahrzehnte später an den Krieg erinnert. Diese dritte Figur räumt bilderstürmerisch mit allen Mythen über den «Grossen Vaterländischen Krieg» auf. Die ersten Kriegsmonate erscheinen als ebenso sinnlos wie tragisches Chaos: «An

allen Fronten waren unsere Truppen auf dem Rückzug. Sie türmten, liessen Kanonen, Munition, Maschinengewehre und Fahrzeuge zurück. Es herrschte Hitze. Der Rückzug wurde begleitet von Bränden, aufgedunsenen Pferde- und Soldatenleichen.»

Auch die Falschheit der Kriegspropaganda wird entlarvt: «Der Sieg bei Moskau ermutigte uns. Aber die Lügen störten. Sie logen, dass sich die Balken bogen, meldeten absurde Zahlen über deutsche Verluste, abgeschossene Flugzeuge und erbeutete Waffen.» Die «heldenhafte Verteidigung» Leningrads verwandelt sich in ein zermürbendes Warten verlumpter und ausgehungert Soldaten in Schützengräben, die vor Schmutz starren. In der eingeschlossenen Stadt plündern die verbliebenen Bewohner die Wohnungen der evakuierten Nachbarn. Die Frauen schimpfen auf das «Scheiss-Vaterland», das ihnen ausser Terror und Todesnachrichten nichts gegeben hat.

Angeklagt wird schliesslich die verbrecherische Dummheit der militärischen Führung, die den gnadenlosen Befehl «Keinen Schritt zurück» mit Sperrbataillonen durchsetzte. Diese Einheiten schossen hinter der Front mit Maschinengewehren auf die eigenen Soldaten, um sie an der Flucht zu hindern.

Daniil Granin gelingt es mit seiner anspruchsvollen Konstruktion, ein gültiges Psychogramm eines sowjetischen Kriegüberlebenden zu zeichnen. Durch die Seele des Kämpfers ziehen sich verschiedene Risse, die den sehenden und verzagenden D. vom blinden und mutigen Leutnant trennen. Sogar dieses brüchige Dasein ist immer existenziell bedroht: «Der Tod hatte aufgehört, zufällig zu sein. Zufall war es, zu überleben.» Durch die Vermischung der Zeitebenen führt Granin vor, wie sich die unmittelbare Erfahrung der Soldaten von der offiziellen Kriegserinnerung unterscheidet.

Granins Buch hat in der Ära Putin eine besondere Aktualität erhalten. Der «Grosse Vaterländische Krieg» wird vom Kreml als innerster Mythos der neuen Staatsideologie beschworen: Die imperiale Grösse Russland hat sich letztmals am deutlichsten im Sieg über den faschistischen Feind gezeigt. Der linientreue Kulturminister Wladimir Medinski forderte kürzlich in einem Interview, man müsse sich zu den mythischen Kriegshelden so verhalten wie zu

den Heiligen in der orthodoxen Kirche. Der Unterschied zwischen «Gut» und «Böse» sei wichtiger als der Unterschied zwischen Realität und Fiktion.

Politischer Kommissar

Die Problematik des zerrissenen Ich verfügt noch über eine weitere Dimension. Der Literaturkritiker Michail Solotonossow hat im vergangenen Jahr aufgedeckt, dass sich nicht nur Daniil Granins literarischer Held in verschiedene Personen aufgespalten hat, sondern auch der Autor selbst. Granin präsentierte sich selbst immer als einfachen Frontsoldaten, der während der Leningrader Blockade im Schützengraben lag. Solotonossows Recherchen im Militärarchiv beweisen hingegen, dass der Offizier Granin als politischer Kommissar im Einsatz war.

Diese Enthüllung hat gewiss nicht das Gewicht von Günter Grass' Mitgliedschaft in der Waffen-SS. Sie zeigt aber doch, dass Granin sich selbst nicht als Hüter der stalinistischen Kriegsideologie kompromittieren wollte, sondern es vorzog, die «Wahrheit des Schützengrabens» aus der Perspektive eines einfachen Soldaten zu schildern. Solche autobiografischen Manipulationen schmälern jedoch die literarische Überzeugungskraft von Daniil Granins Roman nicht. Im Gegenteil: Die Zerrissenheit von Granins Hauptfigur wird zur gültigen Signatur der subjektiven Kriegserfahrung, die sich in keine kohärente Erzählung bringen lässt – weder in der Literatur noch im Leben.

Daniil Granin: Mein Leutnant. Roman. Aus dem Russischen von Jekatherina Lebedewa. Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt. Aufbau-Verlag, Berlin 2015. 330 S., Fr. 28.90.